

MEMOIREN

Freudsche Leistungen

Wenn Kenner der Familie Freud den Namen Anna hören, denken sie sofort an die Lieblingstochter des großen Sigmund. Anna Freud setzte das Werk ihres Vaters fort, sie wurde eine bedeutende Psychoanalytikerin und Publizistin. Doch schon ihre Tante, eine von Sigmund Freuds Schwestern, hieß Anna – und auch ihre Geschichte, so zeigt sich nun, ist lesenswert. Anna Freud, die Schwester (1858 bis 1955), erlebte das typische Frauenschicksal ihrer Zeit, durfte immerhin Lehrerin werden und eine Weile berufstätig sein – ihre „glücklichsten Jahre“, wie sie später meinte. 1883 heiratete sie den – ebenfalls jüdischen – Kaufmann Eli Bernays, widmete sich fortan dem Haushalt, den vielen Umzügen (der wichtigste war der nach New York im Jahre 1892) und ihren fünf Kindern. Ihre Erinnerungen kamen Anfang der dreißiger Jahre in Kleinstauflage bei einem Wiener Verlag heraus und wurden damals kaum beachtet. Nun hat der Freud-Experte Christfried Tögel sie neu herausgegeben.

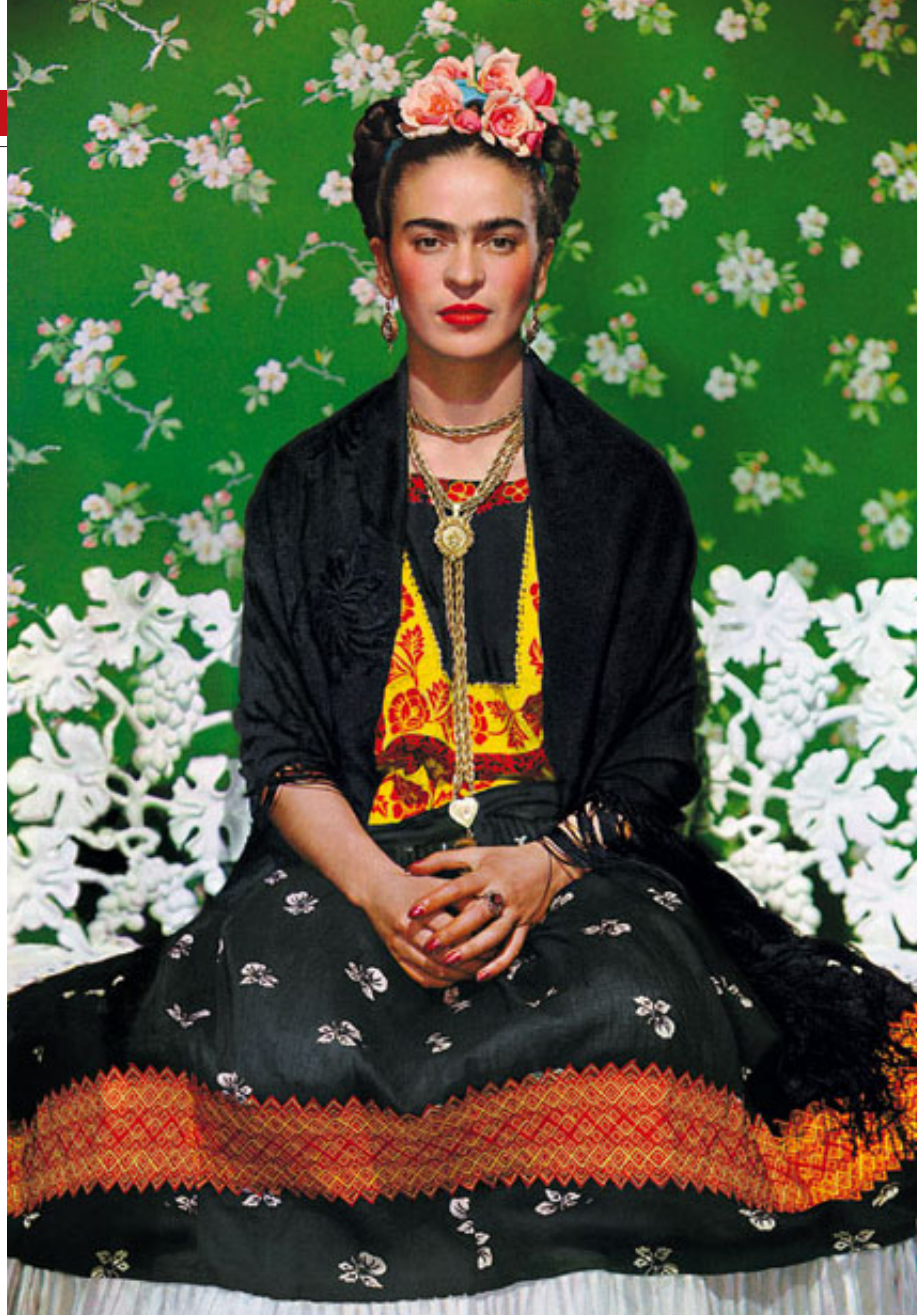
Anna Freud schreibt assoziativ, lässt vieles, vor allem Heikles, weg. Dafür springt ein kundiger Anhang ein – etwa mit der Information, dass Anna von ihrem Mann oft betrogen wurde oder dass Bruder Sigmund eher Abstand zu ihr wahrte, obwohl (oder vielleicht gerade weil) er ebenfalls in die Bernays-

Sippe eingeehelichtet hatte. Anna hingegen war mächtig stolz auf ihren hochbegabten Bruder. Im Rückblick stört sie sich nicht daran, dass er als Einziger von den Geschwistern immer ein eigenes Zimmer hatte und dass ein für sie gemietetes Klavier aus der elterlichen Wohnung entfernt wurde, nur weil Sigmund sich gestört fühlte. Über-

haupt waren es nach altem Rollenmuster Männer, durch die Anna Freud-Bernays Lebenssinn fand: Von den Töchtern erzählt sie kaum, die mütterliche Aufmerksamkeit galt wohl eher ihrem einzigen Sohn. Aus diesem gut gehegten Wesen ist denn auch ebenfalls ein wichtiger Mann geworden: Edward Bernays (1891 bis 1995) gilt als Erfinder der Public Relations.



Anna Freud-Bernays: „Eine Wienerin in New York“. Hrsg. von Christfried Tögel. Aufbau-Verlag, Berlin; 272 Seiten; 19,90 Euro.



Kahlo-Porträt von Muray (1939)

FOTOGRAFIE

Blicke für den Liebhaber

In den Briefen an ihren Geliebten Nicholas Muray, einen aus Ungarn stammenden Fotografen, schlug die mexikanische Künstlerin Frida Kahlo (1907 bis 1954) erst einen poetischen, dann einen unverblühten Ton an: „Ich liebe Dich wie einen Engel/Du bist ein Maiglöckchen“, dichtete sie 1931 in fehlerhaftem Ungarisch; Jahre später, 1940, bedankte sie sich für den Erhalt des zuvor erbetenen Geldes und beschwerte sich über mangelnde Zeichen von Zuneigung: „Warum? Hast Du eine andere? Eine Klassefrau?“ Dabei hat Muray gerade Kahlo als Frau mit Klasse und geheimnisvoll exotischer Aura inszeniert. Viele der Bilder, die er von ihr seit den späten dreißiger Jahren aufnahm, sind bereits in Farbe entstanden. Nun werden 92 dieser Porträts, ergänzt von der eigenwilligen Korrespondenz, erstmals veröffentlicht. „Ich werde Dich nie vergessen“ heißt der Titel des Bild- und Briefbandes (Verlag Schirmer/Mosel). Die Künstlerin mit den energischen Augenbrauen und der Ausstrahlung einer Diva stellte sich auf ihren Gemälden häufig selbst dar, als surreales Wesen, das von Schmerzen gepeinigt wird, von unglücklichen Lieben und ihrem – seit einem Unfall – schwer kranken Körper. Von Muray ließ sie sich als reale und erstaunlich entspannte Gestalt porträtieren – in unterschiedlichsten Trachten und mit einem Blick, der selten grüblerisch, oft beinahe heiter wirkt. Ein offenes Lächeln konnte ihr auch der Maiglöckchen-Liebhaber nur selten entlocken.